

Was niemanden angeht¹

Susanne Burri

One is a self only among other selves.

Charles Taylor, *Sources of the Self*

In meinem Facebook Newsfeed fand ich kürzlich den Post einer Person, die ich vor Jahren an einer Konferenz kennengelernt und seither nicht wiedergesehen hatte. Der Post war ebenso kurz wie gravierend:

A few days before the due date, I had a stillbirth. It's been a difficult time, but [my partner] and I are doing well. We're lucky to have had a lot of amazing support, in addition to great [...] medical care.

Die Nachricht wühlte mich auf und ging mir lange Zeit nicht aus dem Kopf. Natürlich taten mir meine entfernte Bekannte und ihr Partner sehr leid, aber was mir ehrlicherweise keine Ruhe ließ war der Gedanke, dass meine Bekannte sich hier einen Bärendienst erwiesen hatte. Sie hatte öffentlich gemacht, womit viele von uns vermutlich viel zurückhaltender umgegangen wären. Ich befürchtete, dass sie mit ihrer öffentlichen Bekanntmachung vielleicht eine Lawine von Reaktionen losgetreten hatte, mit der sie momentan noch gar nicht umzugehen bereit war, da ihr der feste Grund unter ihren Füßen fehlte. Einfache Beileidsbekundungen lassen sich vielleicht noch einordnen, selbst wenn sie ungewohnt zahlreich eintrudeln; taktlosen Nachfragen, unüberlegten Kommentaren und scheinbar gutgemeinten Ratschlägen möchte ich mich in einer solchen Trauersituation jedoch nicht ausgeliefert wissen.

Weiter erschien mir die Bekanntmachung meiner Bekannten seltsam deplatziert inmitten der üblichen Informationsflut, die mein Facebook-Newsfeed normalerweise

1 Für hilfreiche Diskussionen und Kommentare danke ich Toni und Maria Burri und Thomas Seiler.

se bereithält. Auf Facebook teilt man standardmäßig Freuden (Reise- und Kinderfotos), Erfolge (Beförderungen, publizierte Artikel, »Sie hat ja gesagt!«) sowie allerlei Meinungen zum Zeitgeschehen, nicht aber Schicksalsschläge und ernsthafte persönliche Probleme. Im Grundsatz, so scheint es mir, gibt es immer noch Dinge, welche die Öffentlichkeit nichts angehen und die auf Facebook entsprechend wenig verloren haben. Ich fragte mich, ob die Bekanntmachung meiner Bekannten vielleicht anzeigte, dass hier gerade ein Umdenken stattfindet. Leben wir bald in einer Welt, in der für viele Menschen kein Unterschied mehr besteht zwischen dem, was sie mit Freunden und Familie teilen und dem, was sie öffentlich zugänglich machen? Die Idee erfüllte mich mit Unbehagen. Gleichzeitig trieb mich um, ob ich vielleicht daneben lag mit meiner kritischen und möglicherweise übermäßig zurückhaltenden Einstellung. Warum nicht teilen, was nun mal traurige Tatsache geworden war? Warum schweigen über etwas, was einen zweifelsohne vollständig in Beschlag nimmt?

In diesem Essay gehe ich der Frage nach, ob ich mit meiner anfänglichen Reaktion richtig lag und wir alle gut daran täten, wenn wir uns ob schwerer Schicksalsschläge gegenüber entfernteren Bekannten so weit wie möglich bedeckt hielten. Mein Fazit lautet: Ich lag mit meiner anfänglichen Reaktion eher daneben. Auch wenn im Umfeld öffentlicher Bekanntmachungen von Schicksalsschlägen handfeste Gefahren lauern, überwiegt insgesamt doch das positive Potential solcher Bekanntmachungen – sowohl in Bezug auf das soziale Umfeld der bekanntmachenden Person, als auch auf die bekanntmachende Person selbst.

Bevor ich mich der Frage meines Essays näher annehme, scheint mir folgende thematische Eingrenzung wichtig. Manchmal teilen wir mit unserem weiteren Umfeld Schicksalsschläge oder schwierige Erfahrungen und verknüpfen diese sogleich implizit oder explizit mit einem Appell. In solchen Fällen nutzen wir unsere Geschichte, um stoßende soziale Verhältnisse anzuprangern und Wandel anzuregen, oder wir weisen am Beispiel unserer Geschichte auf vermeidbare Gefahren hin, damit anderen unser Leidensweg erspart bleiben möge. Die #metoo-Bewegung illustriert die erste dieser beiden Möglichkeiten; der folgende öffentliche Facebook-Post² einer mir gänzlich unbekanntem Person die zweite:

It has been a few days since I have provided an update. I am not sure if many of you are aware of what happened to my little Sophia, so I am hoping to provide some information for everybody.

Sophia caught Herpes Simplex 1 (HSV 1) or the common cold sore virus [...] Unfortunately the HSV virus went undetected for too long. Her liver failed to the point where her ammonia

2 Siehe www.facebook.com/SophiaMarshallSTRONG/, Post vom 14. Juli 2016, abgerufen am 25. Juni 2019.

levels skyrocketed and caused her brain to swell beyond repair. After days with no signs of brain activity we withdrew care.

When we learned that all of this happened due to a virus most of the population carries, we were in shock. Symptoms here are very similar to ›normal‹ baby behavior, and often written off as just that. [...] I wish I heard about this. A virus that symptomizes in normal newborn behavior, yet I didn't [take seriously] my gut feeling because I was just told it's normal. I just hope to reach one person, save one baby, save one family from having to go through this. Please share, share, share so this can be spread and more parents become aware of this ›simple‹ yet deadly virus!

Ich möchte Bekanntmachungen, die mit einem solchen Appell verbunden sind, explizit von meiner Untersuchung ausklammern. Appelle werfen Fragen auf, die ich hier nicht näher untersuchen kann, wie beispielsweise: Kann ein Handlungsappell die öffentliche Bekanntmachung von Schicksalsschlägen legitimieren, weil er die Verlegenheit mindert, in welche wir als Adressaten leicht geraten, wenn wir glauben, auf die Bekanntmachung irgendwie reagieren zu müssen, nämlich indem der Appell klärt, worauf die Bekanntmachung angeblich abzielt? Oder auch: Kann man seinem Leiden Sinn verleihen und es besser einordnen, wenn man es dazu nutzt, ähnliches Leiden bei anderen vorzubeugen? Das Erkunden solcher Fragen erscheint mir wichtig und sinnvoll, aber im Folgenden möchte ich einzig der enger umgrenzten Thematik nachgehen, unter welchen Umständen sich das Teilen »nackten« Leidens, also eines Schicksalsschlages ganz ohne Appell, rechtfertigen lässt. Das eingangs erwähnte Beispiel scheint mir ein besonders reiner Fall eines solchen appelllosen Teilens.

Die Verlegenheit der Adressaten

Eben habe ich impliziert, dass man mit dem weiträumigen Teilen »nackten« Leidens andere Menschen rasch in Verlegenheit bringen kann. Erzählt man einem guten Freund oder einer guten Freundin von seinem Leiden, hofft man auf Anteilnahme und vielleicht auch auf einfühlsame Nachfragen, die helfen, das Erlittene verstehend einzuordnen. Was aber erhofft man sich von entfernten Bekannten? Ihr Beileid, wenn sie solches ausdrücken, ist austauschbar und wirkt entweder abgedroschen oder sonst rasch aufgesetzt; Nachfragen können entfernte Bekannte keine formulieren, ohne krass distanzlos und unanständig zu wirken. Um zum Eingangsbeispiel meiner entfernten Bekannten zurückzukehren: Hätte ich sie nach den Umständen ihrer Totgeburt gefragt, so hätte meine Bekannte mit Recht schockiert reagiert – diese Umstände gehen mich nun einmal wirklich nichts an.

Ich will hier offenlassen, inwiefern die Verlegenheit, die ich entfernten Bekannten hier zuschreibe, auf guten Gründen beruht. Vielleicht sind Beileidsbekundungen

nicht dadurch schon wertlos, dass sie austauschbar sind; möglich ist auch, dass eine Beileidsbekundung gar nicht in dem Maße abgedroschen und austauschbar klingt, wie wir uns dies manchmal vorstellen. Stattdessen möchte ich hier nur feststellen, dass die von mir thematisierte Verlegenheit deswegen übertrieben ist, weil sie verkennt, was eine öffentliche Bekanntmachung – auf Facebook, in einer Tageszeitung, durch welche Kanäle auch immer – eigentlich ist. Erstens richtet sich eine öffentliche Bekanntmachung nicht direkt an individuelle Adressaten, sondern immer an eine Gruppe von Adressaten. Zweitens ist typisch an solchen Bekanntmachungen, dass die bekanntmachende Person nicht erwarten kann, mit ihrer Nachricht alle Personen in der von ihr anvisierten Gruppe zu erreichen. Diese zwei Eigenschaften haben zur Folge, dass eine öffentliche Bekanntmachung zur Reaktion vielleicht einlädt, eine solche aber in keiner Weise erzwingt. Macht mich eine Bekanntmachung verlegen, kann ich als Teil der adressierten Gruppe einfach keine Stellung zu ihr beziehen und gänzlich offenlassen, ob ich die Bekanntmachung nicht gesehen oder mich aus anderen Gründen gegen eine direkte Reaktion entschieden habe. Mir scheint sogar, dass dies eine wichtige Funktion der öffentlichen Bekanntmachung ist: Sie macht etwas einer Gruppe von Personen auf unaufdringliche Art und Weise zugänglich, das heißt ohne einzelne Individuen auf eine explizite Reaktion zu verpflichten. Sie macht klar, dass ein Schicksalsschlag kein Geheimnis ist und dass Adressaten auf ihn zwar reagieren dürfen, ihn jedoch ebenso als für ihre Belange nicht relevant zur Seite schieben können. Weiter kann eine öffentliche Bekanntmachung aktiv zur Verlegenheitsreduktion beitragen, indem sie entfernten Bekannten hilft, Fettnäpfchen zu vermeiden. Wer seine Schwangerschaft breit geteilt hat, tut sich wahrscheinlich gut daran, auch seine Totgeburt breit zu teilen, da sonst das Risiko besteht, dass man immer wieder – vermeintlich unverfänglich – auf seinen Familienzuwachs angesprochen wird. So betrachtet ist die öffentliche Bekanntmachung etwas, was eine zwischenmenschlich leicht befangene Gesellschaft eher entlastet als belastet.

Die Last des Tabus

Wir können bei der Idee einer zwischenmenschlich leicht befangenen Gesellschaft bleiben, um einen weiteren Vorzug öffentlicher Bekanntmachungen privaten Leidens herauszuarbeiten. In einer Gesellschaft, in der es verbreitet als unangenehm empfunden wird, wenn man die Schicksalsschläge anderer nicht einfach geflissentlich übergehen darf, zielt die normative Idee, dass solche Schicksalsschläge im Grundsatz »niemanden etwas angehen« wohl nicht nur auf den Schutz der Privatsphäre der Betroffenen ab. Auch wenn die normative Idee einerseits dazu dient, indiskrete Fragen zu verurteilen und ihnen damit vorzubeugen, so scheint es doch plausibel, dass mit ihr gleichzeitig immer auch die Betroffenen leise dazu ermahnt

werden (und ermahnt werden sollen!), dass sie mit ihrem Leiden grundsätzlich selbst klarzukommen haben. Hilfe mögen sie allenfalls von Freunden und Familie oder in Form einer privat zu finanzierenden Therapie erwarten; die Gesellschaft als solche ist für ihr Leiden nicht zuständig.

Vielleicht verweist es auf übermäßig individualistische Tendenzen in einer Gesellschaft, wenn Leiden zur Privatsache erklärt wird; vielleicht fehlt einer Gesellschaft der Zusammenhalt, wenn Schicksalsschläge ihrer Mitglieder nicht generell thematisiert und betrauert werden.³ Möglich ist aber auch, dass damit eine sinnvolle Arbeitsteilung implementiert wird, einfach weil Schicksalsschläge nur sehr langsam und in einem wenig geradlinigen Such- und Verarbeitungsprozess überwunden werden können, in welchem gesellschaftliche Anteilnahme nur eine untergeordnete Rolle spielt und in welchem sich gewisse Formen der Einmischung plausiblerweise auch schädlich auswirken können.

Klar ist jedoch, dass die Privatsphäre, selbst wenn sie Betroffene schützt, sie diese gleichzeitig auch isoliert. Wenn über Leiden nicht allgemein gesprochen wird, haftet diesem Leiden immer auch etwas Beschämendes an. Man weiss zwar, dass man mit seinem Leiden nicht allein ist, sucht vielleicht sogar den Austausch mit anderen Betroffenen in einem geschützten Rahmen. Dennoch bleibt man in seiner Rolle als betroffene Person ein Außenseiter; man trägt seine Verletzung mit sich herum, dauernd darauf bedacht, sie nicht zum Thema zu machen. Um zum Beispiel der Totgeburt zurückzukehren, in einer kürzlich publizierten Studie untersuchen Heazell et al. die ökonomischen und psychosozialen Folgen von Totgeburten und stellen fest:

The capacity to express and integrate grief reactions was a crucial part of parents' psychological responses. Many studies described disenfranchised grief, when parents felt their grief was

3 Eine Gesellschaft, die keine Verantwortung für die Schicksalsschläge ihrer Mitglieder übernehmen will, erinnert in ihrer scheinbaren Kaltherzigkeit unweigerlich an Ralph Waldo Emersons prägnanten Ausspruch: »Are they my poor?« (R.W. Emerson: »Self-Reliance«, S. 262-3; Hervorhebung im Original). Emerson klärt an der betreffenden Stelle in *Self-Reliance*, dass zumindest nicht jede arme Person »die seine« sei: »Then again, do not tell me, as a good man did to-day, of my obligation to put all poor men in good situations. Are they my poor? I tell thee, thou foolish philanthropist, that I grudge the dollar, the dime, the cent, I give to such men as do not belong to me and to whom I do not belong. There is a class of persons to whom by all spiritual affinity I am bought and sold; for them I will go to prison, if need be; but your miscellaneous popular charities [...] and the thousandfold Relief Societies;—though I confess with shame I sometimes succumb and give the dollar, it is a wicked dollar which by and by I shall have the manhood to withhold.«

not legitimized or accepted by health professionals, family, or society. This issue was particularly evident in [low- and middle-income cultures], in cultures where talking about death is taboo, and where the dead baby was not yet deemed to be a person. In these contexts, mothers' accounts suggested that they suppressed grief in public, instead choosing to deal with the emotions privately and alone.⁴

Wer sich in einem solchen Umfeld dazu entscheidet, seinen Schicksalsschlag öffentlich bekanntzumachen, der leistet meiner Meinung nach einem wertvollen Beitrag zur Normalisierung und Enttabuisierung seines Leidens. Selbst wenn – oder vielleicht gerade wenn – die bekanntmachende Person keine Anstalten macht, sich in Bezug auf ihr Leiden als Wortführerin zu etablieren, so sendet sie mit ihrer Bekanntmachung doch ein wichtiges Signal, welches anderen Betroffenen helfen kann, sich weniger isoliert und unverstanden zu fühlen.

Doch selbst wenn aus Sicht der Adressaten nichts gegen eine öffentliche Bekanntmachung spricht, so bleiben doch Zweifel. Insbesondere bleibt die Vermutung, dass die betroffene Person sich vielleicht selbst schadet, wenn sie über den Kreis von notwendigen Adressaten hinaus streut, was ihr widerfahren ist. Was dieser Vermutung zugrunde liegt ist meiner Ansicht nach der Gedanke, dass Zeiten der Verletztheit und der Trauer immer – und im Interesse der betroffenen Person – auch Zeiten des Rückzugs sind, wo man sich sammelt und soweit möglich nur mit engen Vertrauten den Austausch sucht.

Die Rolle enger Vertrauter: ein Vorschlag

Wenn wir von einem Schicksalsschlag getroffen werden, ist uns oft unbegreiflich, was vorgefallen ist. Wir wissen zwar, was passiert ist, aber es fehlt uns ein angemessener Bezug dazu: Wir können es nicht verstehen. In diesem schockähnlichen Zustand gehen wir oft weiter unseren täglichen Verpflichtungen nach und tun gewissermaßen so, als wäre nichts passiert, einfach weil wir noch nicht wissen, was unser Schicksalsschlag für uns bedeutet.

Wenn an dieser Schilderung etwas dran ist, dann mag der oben erwähnte Rückzug in Zeiten der Trauer dazu dienen, dass Schock und Unverständnis allmählich einem Zustand weichen, in dem wir mit uns selbst und mit unserem Schicksal wieder besser zurechtkommen: Wir ziehen uns zurück, um verstehend einzuordnen, was uns widerfahren ist. In *Erzähle dich selbst* plädiert Dieter Thomä für die Rolle von Erzählungen in einer praktischen Selbstbeziehung, in der das Individuum freundschaftlich oder sogar liebend mit sich selbst auszukommen sucht. Streben wir

4 A. E. P. Heazell et al.: »Stillbirths: Economic and psychosocial consequences«, S. 606-7.

eine solche Selbstbeziehung an – und sie scheint mir etwas durchaus Erstrebenswertes – dann müssen wir uns einer wichtigen Herausforderung stellen, wenn uns klar wird, dass wir mit uns selbst nicht im Reinen sind. Statt aufkeimende Diskrepanzen einfach zu ignorieren, sind wir in solchen Momenten dazu aufgefordert, unser Selbstbild – unsere Erzählungen über uns selbst – so lange zu modifizieren und auf ihre Stimmigkeit zu prüfen, bis wir uns erneut selbst leiden können.⁵ Ob man einen stimmigen Zugang zu sich selbst gefunden hat, eröffnet sich nicht rein introspektiv: »[M]an »spürt«, ob man mit sich im Reinen ist, im Zuge seines Umgangs mit der Welt [...]«⁶ insbesondere im Treffen von Entscheidungen, in denen man sich frei und unbehindert fühlt.⁷ Kurzum, wenn nach einem Schicksalsschlag berechtigterweise unser Selbstbild aus dem Lot gerät, können wir uns selbst langfristig nicht freundschaftlich zugewandt bleiben, wenn wir nicht einen neuen Zugang zu uns selbst finden.

Es ist denkbar, dass wir unsere Beziehung zu uns selbst ganz allein neu ausrichten können. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass aufmerksame und zugewandte Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner vielfach eine unentbehrliche Rolle spielen. Finden wir jemanden, der uns wohlgesinnt ist, der verständnisvoll, interessiert und unvoreingenommen auf uns einzugehen vermag, so können wir im Dialog verschiedene Narrative ausprobieren und laufen vermutlich weniger Gefahr, uns in Sackgassen zu verrennen. Zweifelsohne ist so ein Verarbeitungsprozess zeitintensiv und bedingt Geduld und Vertrauen; als öffentliches Spektakel taugt er nicht.

Philosophisch scheint mir diese Interpretation dessen, was ein Schicksalsschlag bei uns auslöst, aufschlussreich und ergiebig. In Bezug auf die Thematik dieses Essays sind jedoch zwei Punkte kritisch anzumerken. Erstens besteht keine Garantie, dass ein Rückzug unter enge Vertraute einem solchen Verarbeitungsprozess auch tatsächlich förderlich ist. Gerade wenn enge Vertraute mitbetroffen sind oder der betroffenen Person – bewusst oder unbewusst – mit Erwartungen und voreingenommenen Meinungen gegenüberreten, findet die betroffene Person in diesen engen Vertrauten möglicherweise keine idealen Gesprächspartner.

Zweitens ist unklar, inwiefern der eben geschilderte Verarbeitungsprozess gegen eine öffentliche Bekanntmachung des Erlittenen sprechen soll. Selbst wenn ein Verarbeitungsprozess notwendigerweise fernab der Öffentlichkeit stattfindet, so scheint dennoch die Möglichkeit zu bestehen, dass man seinen Schicksalsschlag im privaten Rahmen aufarbeitet, ihn aber gleichzeitig auch öffentlich kundtut. In meinen einleitenden Bemerkungen erwähnte ich die Befürchtung, dass man direkt nach einem Schicksalsschlag vielleicht gar nicht in der Lage ist, mit einer Flut von mehr

5 D. Thomä: Erzähle dich selbst, S. 260-1.

6 Ebd., S. 264.

7 Ebd., S. 265-73.

oder weniger wohlüberlegten Reaktionen angemessen umzugehen. Bildhaft gesprochen scheint der betroffenen Person dazu der feste Grund unter ihren Füßen zu fehlen. Kommt uns durch einen Schicksalsschlag tatsächlich ein stimmiger Bezug zu uns selbst abhanden, so scheint diese Befürchtung einerseits klar begründet. Ohne stimmigen Bezug zu uns selbst sind wir den Interpretationen und Beurteilungen anderer ausgelieferter als sonst; es fehlt uns eine kohärente Gegenposition, die wir der Meinung anderer entgegensetzen könnten. Andererseits gilt es hier erneut zu bedenken, dass Freunde und Familie nicht immer ideal dazu geeignet sind, uns bei der Suche nach einem neuen Selbstverständnis behilflich zu sein. Vielfach sind es verständlicher Weise gerade nahestehende Personen, die einen solchen Prozess nicht einfach offen begleiten können, sondern ihn immer auch – bewusst oder unbewusst – zu steuern suchen. Solche intimen Steuerungsversuche scheinen mir viel gefährlicher für das Projekt einer funktionierenden Selbstbeziehung als die vereinzelt unbedachten Reaktionen entfernter Bekannter, welche auf eine öffentliche Bekanntmachung hin folgen mögen. Liege ich mit dieser Vermutung richtig, so lässt sich schließen, dass eine betroffene Person unabdinglich zur Einsicht gelangen muss, dass sie die Deutungsangebote anderer zwar unverbindlich auf ihre Stimmigkeit prüfen mag, diese jedoch keinesfalls unreflektiert zu übernehmen hat. Ohne eine solche Emanzipationsleistung lässt sich eine stimmige Selbstbeziehung nur mit sehr viel Glück erreichen, unabhängig davon, wie offen oder wie zurückhaltend man mit einem Schicksalsschlag umgeht.

Selbstdarstellung als Ersatz für eine funktionierende Beziehung zu sich selbst

Wenn wir etwas öffentlich bekanntmachen, so pflegen wir damit unser Image: Wir nehmen Einfluss darauf, wie wir von der Allgemeinheit gesehen werden. An sich ist solche Imagepflege weder gut noch schlecht, doch behaupten die französischen Moralisten, dass Imagepflege rasch zum Selbstzweck werden kann. Weil wir dazu veranlagt sind, die Meinung anderer sehr ernst zu nehmen, besteht die Gefahr einer ungesunden Fixierung darauf, wie wir auf andere wirken. Wenn diese Gefahr eintritt, ist die Beziehung des Individuums zu sich selbst gestört – wir sind nicht länger in der Lage, unseren Selbstwert, unsere Bedürfnisse und unsere Umstände anders als durch die Meinung anderer einzuschätzen. So bemerkt etwa Michel de Montaigne in seinem Essay *Of Vanity*:

Whatever it is, whether art or nature, that imprints in us this disposition to live with reference to others, it does us much more harm than good. We defraud ourselves of our own advantages

to make appearances conform with public opinion. We do not care so much what we are in ourselves and in reality as what we are in the public mind.⁸

Und Blaise Pascal hält in seinen *Pensées* fest:

We do not content ourselves with the life we have in ourselves and in our own being; we desire to live an imaginary life in the mind of others, and for this purpose we endeavour to shine. We labour unceasingly to adorn and preserve this imaginary existence, and neglect the real. And if we possess calmness, or generosity, or truthfulness, we are eager to make it known, so as to attach these virtues to that imaginary existence. We would rather separate them from ourselves to join them to it; and we would willingly be cowards in order to acquire the reputation of being brave. A great proof of the nothingness of our being, not to be satisfied with the one without the other, and to renounce the one for the other!⁹

Der freiheitsliebende Montaigne und der asketisch-fromme Pascal konstatieren hier aus unterschiedlichen Blickwinkeln ein ganz ähnliches Problem. Sie bemängeln, dass wir unser Leben nicht genügend selbstbestimmt und authentisch führen, sondern zu viel Wert auf die Meinung und Einschätzung anderer legen.¹⁰ Folgt man Montaigne, Pascal und anderen französischen Moralisten, dann kommen wir uns durch diese Fixierung auf die Meinung anderer gewissermaßen selbst abhandeln: »[W]e forget our self and we lose contact with it«.¹¹ Jean-Jacques Rousseau nimmt dieselbe Entfremdungsproblematik später in politisierter Weise wieder auf, wenn er in seinem *Discours sur l'inégalité* argumentiert, dass moderne ökonomische Verhältnisse dazu führten, dass wir der Geltungssucht (»amour propre«) verfielen und es verlernten, angemessen um unser eigenes Wohlbefinden bekümmert zu sein (»amour de soi«).¹²

Interessant ist, dass die französischen Moralisten auf eine Selbstdarstellungsproblematik hinweisen, lange bevor *Social Media* Teil unseres Alltags wurde. Was sie argumentieren, mutet überdies plausibel an. Natürlich wollen Montaigne und Co. uns nicht einreden, dass uns die Meinung anderer gänzlich egal sein soll. Ihr Punkt ist nur, dass eine ungestörte Selbstbeziehung und eine authentische Lebensführung uns im Zweifelsfall immer wichtiger sein sollten als die Sorge um unsere Außenwirkung. Und diesbezüglich leuchtet durchaus ein, dass wir wahrscheinlich oftmals der Meinung anderer zu viel Gewicht beimessen. Tun wir dies sogar ge-

8 M. d. Montaigne: »Of Vanity«, S. 886.

9 B. Pascal: *Pensées*, Nr. 147.

10 E. Russo: »The Self, Real and Imaginary«, S. 130.

11 François de la Rochefoucauld, zitiert in ebd., S. 128.

12 J.-J. Rousseau: »Discourse on the Origin of Inequality«.

wohnheitsmäßig, dann scheint einleuchtenderweise die Gefahr zu bestehen, dass wir uns selbst abhanden kommen und dass uns eine authentisch-freundschaftliche Beziehung zu uns selbst, so wie Thomä diese attraktiv skizziert, verwehrt bleibt: Imagepflege verdrängt die Selbstpflege. Mein einleitend erwähntes Unbehagen angesichts einer Gesellschaft, in der für viele Menschen kein grundsätzlicher Unterschied mehr besteht zwischen Öffentlichkeit und Privatsphäre scheint vor dem Hintergrund dieser Ausführungen durchaus berechtigt.

In Bezug auf die von mir diskutierte Thematik bietet sich basierend auf den Ideen Thomäs und der französischen Moralisten nun folgende These an: Wer persönliche Schicksalsschläge dazu ausschachtet, um Beachtung zu erhalten und sein Image zu gestalten, der läuft Gefahr, nie zu verstehen, was der Schicksalsschlag für ihn eigentlich bedeutet. Er riskiert, nie wieder aus dem Schockzustand herauszufinden, der durch den Schicksalsschlag ausgelöst wurde, weil dazu eine Neukalibrierung des eigenen Selbstverständnisses notwendig wäre, eine Fixierung auf die Meinung anderer einer solchen Neukalibrierung jedoch im Wege steht. Abschwächend muss jedoch gleichzeitig auch gesagt werden, dass eine einmalige öffentliche Bekanntmachung noch nicht darauf hindeutet, dass die betroffene Person ihren Schicksalsschlag primär als Aufforderung missverstanden hat, ihr öffentliches Image mit neuen Facetten zu schmücken. Grund zur Besorgnis entsteht erst, wenn eine ganze Serie von Bekanntmachungen den Eindruck erweckt, dass hier jemand sein Leiden zu verarbeiten versucht, indem er als fiktive Existenz in der Vorstellungskraft seines »Publikums« Höhen und Tiefen durchlebt.¹³

Bleibt es bei einer einmaligen Bekanntmachung, so scheint es mir ungerechtfertigt und übertrieben, wenn man in dieser Bekanntmachung bereits Spuren eines ungesunden Selbstdarstellungsdrangs auszumachen glaubt. Vielmehr scheint mir, dass eine einmalige öffentliche Bekanntmachung eines Schicksalsschlages mit einer authentischen Lebensführung durchaus im Einklang stehen kann. Erstens gilt festzustellen, dass wir fast alle unser Leben nicht allein und auch nicht nur im Kreise der Familie und im Austausch mit Freunden leben. Für die allermeisten von uns gilt, dass wir regelmäßig mit »bloßen« Bekannten in Kontakt stehen, etwa mit Arbeitskolleginnen und Arbeitskollegen, mit Geschäftspartnerinnen und Kunden, mit den Lehrpersonen unserer Kinder, mit Personen aus der Nachbarschaft oder mit Freunden von Freunden. Für die meisten von uns stellt sich daher die Frage, wie wir uns gegenüber solchen bloßen Bekannten präsentieren wollen. Zweitens scheint es zwar durchaus zulässig, einen persönlichen Schicksalsschlag aus seinem öffentlichen Profil gänzlich auszuklammern, also nie über diesen Schicksalsschlag öffentlich zu sprechen und damit auch nicht auf diesen ansprechbar zu sein (sofern das Gegenüber ein Minimum an Manieren hat). Nur lässt sich mit einer solchen Aus-

13 E. Russo: »The Self, Real and Imaginary«, S. 130.

klammerungs-Strategie nicht verhindern, dass entfernte Bekannte vom Schicksalsschlag über verschlungene Kanäle dennoch erfahren. Und wann immer dies eintritt, entsteht eine Diskrepanz zwischen dem, was ein entfernter Bekannter zwar erfahren hat und zu wissen glaubt, was er jedoch höflicherweise – und möglicherweise mit viel Anstrengung, jedoch ohne viel Erfolg – weder anspricht noch sich anmerken lässt. Wem solche Interaktionen zuwider sind, der mag sich nach einem Schicksalsschlag daher durchaus vernünftigerweise dazu entscheiden, diesen öffentlich bekannt zu machen. Mit einer öffentlichen Bekanntmachung eröffnet sich potentiell wertvoller Spielraum, um Interaktionen mit bloßen Bekannten nach eigenem Gutdünken zu gestalten. Hat jemand offensichtlich bereits vom Schicksalsschlag erfahren und müht sich damit ab, sich nichts anmerken zu lassen, kann man den Schicksalsschlag erwähnen und möglicherweise beschwichtigend hinzufügen, dass der andere vielleicht bereits davon gehört habe, da man kein Geheimnis um den Vorfall mache, auch wenn man in der Öffentlichkeit, so versteht sich, weiter nicht viel zur Sache zu sagen habe. Hat jemand die öffentliche Bekanntmachung gelesen und drückt sein Beileid aus, kann man sich bedanken. Und wenn sich ein unverkrampftes Gespräch ergibt, in welchem die Problematik nicht zur Sprache kommt, kann man dieses Gespräch führen, ohne auf sein Leiden zu sprechen zu kommen. Kurzum, solange man sich im Klaren darüber ist, wie viel man öffentlich zu teilen bereit ist, und solange man sich von der einen oder anderen aufdringlichen Frage nicht in die Enge getrieben fühlt, liegt ein befreiendes Potential in der Entscheidung, seinen Schicksalsschlag im Umgang mit bloßen Bekannten nicht einfach zu verschweigen.

Schließlich mag eine öffentliche Bekanntmachung auch dazu beitragen, dass man sich mehr im Gleichgewicht fühlt, weil man durch die Bekanntmachung eine bessere Übereinstimmung von Innenleben und öffentlichem Image erreicht. Verliert man ein Kind oder wird man von einem anderen Schicksalsschlag getroffen, so weiß man, dass etwas Grundlegendes passiert ist. Direkt nach dem Vorfall kann man vielleicht noch nicht nachvollziehen, was der Schicksalsschlag für einen konkret bedeutet, aber man kann sehr wohl verstehen, dass in entscheidender Hinsicht nichts mehr so sein wird, wie es zuvor einmal war. Macht man seinen Schicksalsschlag öffentlich bekannt, bedeutet dies, so scheint es mir, immer auch eine Flucht nach vorne. Bildhaft gesprochen stellt sich die betroffene Person vor eine versammelte Gemeinschaft und hält unmissverständlich und verbindlich fest: Hier bin ich, und diesen Schicksalsschlag habe ich eben erlitten. Damit erspart man sich noch nicht die Suche danach, was der Schicksalsschlag für einen bedeutet. Aber man identifiziert sich gerade auch selbstverpflichtend als betroffene Person, der eine solche Suche nun bevorsteht.

LITERATUR

- Emerson, Ralph Waldo: »Self-Reliance«, in: ders. *Essays and Lectures*, New York 1983, S. 257-282.
- Heazell, A. E. P./et.al: »Stillbirths: Economic and psychosocial consequences«, in: *The Lancet*, 387:10018 (2016), S. 604-616.
- Montaigne, Michel de: »Of Vanity (III.9)«, in: ders. *The Complete Works*, London 2003, S. 876-931.
- Pascal, Blaise: *Pensées*, New York 1958.
- Rousseau, Jean-Jacques: »Discourse on the Origin of Inequality«, in: ders. *The Basic Political Writings*, Indianapolis 2012.
- Russo, Elena: »The Self, Real and Imaginary: Social Sentiment in Marivaux and Hume«, in: *Yale French Studies* 92 (1997), S. 126-148.
- Taylor, Charles: *Sources of the Self. The Making of the Modern Identity*, Cambridge, MA 1989.
- Thomä, Dieter: *Erzähle dich selbst. Lebensgeschichte als philosophisches Problem*, Frankfurt am Main 2007.